

# Ansprachen



ULF GROßMANN

Bürgermeister für Kultur und Soziales, Stadt Görlitz

Vorsitzender des Kuratoriums des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen

Liebe Freunde von Haus Klingewalde!

Richtig zu begrüßen ist eine Wissenschaft!

Es ist noch nicht lange her, da verlangten die Gelehrten die Anrede „Hochgelahrt“, die Geistlichen „Hochchürwürden“, die Adligen „Hochwohlgeboren“ und die Bürger „Wohlgeboren“; die Kaufleute wollten „Wohlehrfest“, die Schulmeister „Großachtbar“ und ein gewöhnlicher Handwerker „Ehksam“ angeredet werden.

Erlauben Sie mir heute, liebe Gäste, es mit unseren polnischen Nachbarn zu halten und mit den Damen zu beginnen.

Ich begrüße Frau Karin Heyl vom Vorstand der Kulturstiftung Dresden der Dresdner Bank. Sie hat dem Collegium PONTES 2003 einen Forschungsauftrag erteilt und damit den pünktlichen Start ermöglicht.

Ich begrüße Frau Ellen Aust, die gemeinsam mit den Messieurs Hug und Hubert von Vivendi Environment Görlitz das letztjährige Collegium PONTES wesentlich ermöglichte und auch in diesem Jahr ihre freundliche Unterstützung zugesagt hat. Ein kleines Zeichen hierfür ist die Historische Straßenbahn, die uns morgen abend vom Postplatz zur St.-Jakobus-Kathedrale bringen wird.

Aus Breslau: Frau Prof. Krystyna Gabryjelska, die Prorektorin der Universität Breslau, und Frau Dr. Jolanta Szafarz.

Aus Ustí nad Labem: Frau Prof. Kristina Kaiserová.

Aus Klausenburg Frau Dr. Edit Szegedi.

Aus Görlitz wird Sie gleich Frau Prof. Erika Steinert, die Prorektorin der Hochschule Zittau/Görlitz, im Namen der Görlitzer grenzüberschreitenden Forscher begrüßen.

Unter den Herren darf ich zunächst Herrn Dr. Dieter Bingen aus Darmstadt begrüßen, den Direktor des Deutschen Polen-Institutes. An der Vorbereitung des Collegium PONTES hat er in seiner neuen Eigenschaft als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen intensiv mitgewirkt. Gestatten Sie mir, ihm an dieser Stelle herzlich zu danken und alles Gute für ein erfolgreiches Wirken an diesem Institut und in unserer Stadt zu wünschen!

Wer über das Miteinander von Menschen nachzudenken gewillt ist, darf das Fragen nach den letzten Dingen nicht ausblenden und über dem Philosophieren die Theologie nicht vergessen. Wir sind dankbar, daß unser Görlitzer Bischof Rudolf

Müller sich bereit gefunden hat, Sie morgen abend mit einer kleinen Meditation zu verabschieden.

Ich begrüße Herrn Dr. Reiner Zimmermann, stellvertretend für die Staatsregierung und den Sächsischen Minister für Wissenschaft und Kunst, und persönlich als langjährigen Freund der Görlitzer Kultur. Bitte bringen Sie an Ihr Haus die Nachricht, daß auch am Ostrand von Sachsen unterstützenswerte Wissenschaft stattfindet.

Als langjährigen Förderer der Oberlausitz begrüße ich Herrn Staatssekretär a.D. Wolfgang Vehse, der in diesem Jahr auch als Visiting fellow des Collegium PONTES wirkt.

Der Oberbürgermeister der Stadt Görlitz Rolf Karbaum ebenso wie der Bürgermeister der Stadt Zgorzelec Mirosław Fiedorowicz lassen Sie freundlich grüßen. Als Vertreterin der Verwaltung unserer Europastadt sei an dieser Stelle Frau Hochhuth von der Görlitzer Ausländerbehörde herzlich gedankt für ihre hilfreiche Unterstützung in allen Visa-Angelegenheiten.

Von der UNESCO begrüße ich Prof. Peter Herold.

Doch nicht nur Vertreter der Wirtschaft und der Politik sind hier unter uns oder werden im Laufe dieser zwei Tage eintreffen. Auch die Kultur ist prominent vertreten.

Aus Hamburg begrüße ich Herrn Hans Herdlein, Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger und damit der oberste Theatermann der Bundesrepublik, ein langjähriger Freund des Instituts und der Stadt.

Aus Berlin begrüße ich Rupert Graf Strachwitz, den Spezialisten für Kulturstiftungen.

Aus Prag begrüße ich Jan Hora, dessen Orgelschlag uns morgen abend erfreuen wird.

Und natürlich die Wissenschaft. Am Kranz der hier Versammelten läßt sich die komplexe Wissenschaftsgeschichte der Stadt Görlitz wie an einem lebendigen Register ablesen. Neben den schon genannten begrüße ich insbesondere:

Die Universität unserer Landeshauptstadt bis 1635, also die Karls-Universität Prag, ist durch den Dekan der Anthropologischen Fakultät, Prof. Jan Sokol, vertreten. Ebenfalls herzlich begrüßen darf ich eine Reihe von Studenten aus der Kulturpolitik-Vorlesung, die Prof. Vogt in diesem Semester in Prag hält. Daß es eine tschechische Automarke ist, nämlich Škoda, die für den Transport unserer Ehrengäste sorgt, ist ein hübsches Zeichen für das Weiterwirken der böhmischen Verbindung.

Die für das Görlitz der Reformation wichtige lutheranische Reformhochschule, die Universität Jena, ist vertreten durch Prof. Wolfgang Dahmen.

Unsere Landesuniversität bis 1815, also Leipzig, ist vertreten durch Prof. Stefan Troebst und einige seiner Mitarbeiter und Studenten vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum Osteuropa. Besonders herzlich begrüßen darf ich den derzeitigen Inhaber des Leibniz-Lehrstuhls an der Universität Leipzig, Prof. David Simo von der Universität Yaounde (Kamerun).

Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften von 1779 ist vertreten durch ihren Präsidenten Prof. Karlheinz Blaschke.

Die Universität unserer Landeshauptstadt bis 1945, also Breslau, ist vertreten durch Prof. Eugeniusz Tomiczek und Prof. Feliks Przybylak, das Willy-Brandt-Zentrum durch Prof. Michael Fleischer. Ebenfalls herzlich begrüßen darf ich eine Reihe von Studenten aus der Kulturpolitik-Vorlesung, die Prof. Vogt in diesem Semester in Breslau hält.

Die Universität unserer derzeitigen Landeshauptstadt seit 1945, also Dresden, ist vertreten durch Prof. Walter Schmitz, die Fachhochschule der Sächsischen Verwaltung Meißen durch ihren Rektor Prof. Musall und ihren Kanzler Herrn Schnabel.

Und natürlich ist das Collegium PONTES eine lebendige Zusammenarbeit der akademischen Einrichtungen unserer Stadt: neben der Hochschule und der Fachhochschule für Polizei, das Staatliche Museum für Naturkunde, das Schlesische Museum, die Kulturgeschichtlichen Sammlungen und das Ratsarchiv, deren Vertreter ich herzlich begrüße.

Doch was wäre das Collegium PONTES ohne seine Fellows?

Die Universitäten Breslau und Leipzig, Stettin und Prag, Dresden und Klausenburg, Paris und Hamburg, Nizza, Princeton und Cotonnou gehen jetzt und in den folgenden 15 Wochen im Rahmen des Collegium PONTES lebendige Verbindungen ein.

Das Erfreuliche an der Dramaturgie der Eröffnungstagung ist für mich, daß ich Ihnen die Senior Fellows nicht vorstellen muß, da sie sich im Verlaufe des Programms durch ihre Vorträge selber vorstellen. Ich möchte Sie hier gemeinsam in aller Form herzlich begrüßen und Ihnen danken, daß Sie für ein Semester unsere Stadt zur Stätte Ihres Nachdenkens gewählt haben.

Wesentlich getragen wird das Collegium PONTES von den Nachwuchswissenschaftlern, die Görlitz und dem Institut zum großen Teil seit langem verbunden sind und ohne deren unermüdlichen Einsatz das Collegium PONTES nicht stattfinden könnte. Die Mitarbeiter am Collegium PONTES sind selbst ein Abbild der um Mitteleuropa kreisenden Idee des Collegium PONTES, kommen sie doch aus so vielen und so unterschiedlichen Regionen wie Lettland, der polnischen Region Świętokrzyskie, aus Mähren, Sofia, Niedersachsen, Schwaben und – worüber ich mich besonders freue – aus dem Zittauer Bergland.

Und nicht zuletzt begrüße ich die Junior Fellows des Collegium PONTES, die in diesem Jahr – abgesehen natürlich von Deutschland und Benin – aus Litauen, Lettland, Tschechien, Polen und Rumänien kommen und damit den lebendigen Mitteleuropabezug des Collegium PONTES verkörpern. Ich hoffe, daß wir von Ihnen in den kommenden Wochen noch viel hören werden.

Liebe Gäste,

warum kommen Sie selbst und all diese Persönlichkeiten neben Ihnen aus den unterschiedlichsten Regionen ausgerechnet nach Görlitz?

Warum sollen Brücken durch dieses Kolleg ausgerechnet in Görlitz-Zgorzelec geschlagen werden?

Nun, Brücken zu zerstören ist einfach, wie das Beispiel Görlitz zeigt. Am 7. Mai 1945 – also 24 Stunden vor Kriegsende – wurden alle Brücken zwischen dem westlichen und dem östlichen Ufer der Neiße gesprengt. Damit wurde die politische Situation der Nachkriegszeit mit der verhängnisvollen Grenzverschiebung vorweggenommen.

Brücken zu errichten jedoch ist schwer.

Knapp 50 Jahre nach der Brückenzerstörung, im Gefolge des 2+4-Vertrages, wurde die Wiedererrichtung der Altstadtbrücke beschlossen, wodurch zwar nicht alle Wunden geheilt werden, jedoch wenigstens ein Stück urbaner Normalität ermöglicht werden sollte.

13 lange Jahre mahnten die Mühlen der eben keineswegs grenzüberschreitenden Verwaltung.

Jetzt aber – am 7. Mai – wird der Grundstein für die neue Altstadtbrücke über die Neiße gelegt. Die Stadtbrücke ermöglicht einen unkomplizierten Fußgängerverkehr von einer auf die andere Seite. Damit werden endlich wieder Begegnungen auf der mikrosozialen Ebene verstärkt ermöglicht.

Doch dies ist nur ein Anfang. Sechs weitere Übergänge warten noch auf eine Realisierung – genauso viele Brücken vermißt die Europastadt Görlitz-Zgorzelec, verglichen mit dem historischen Görlitz, seit jenem 7. Mai 1945.

Sie sehen, wir Görlitzer sind „Brücken-Leid-Erfahrene“ – Patä-Matoi, Leiderfahrene, wie es im Griechischen heißt.

Versuchen Sie also, unsere Görlitzer Mikro-Erfahrung auf das Zusammenwachsen Europas zu übertragen.

Es ist verhältnismäßig einfach, in Athen Verträge zu unterzeichnen, wie letzte Woche geschehen. Schwieriger schon ist es, ein Referendum für den Beitritt zur EU „positiv zu organisieren“. Fast unmöglich ist es, all die Brücken, die in 58 Jahren nicht wiedererrichtet werden sollten, konnten oder durften und deswegen auch nicht wiedererrichtet wurden, heute wieder begehbar zu machen.

Mit der Görlitzer Erfahrung gesagt, hoffen wir, daß die in Gang gekommenen Prozesse des zusammenwachsenden Europas nicht noch einmal 58 Jahre fort dauern, bis es für die Menschen selbstverständlicher Alltag wird, von hier nach dort und von dort nach hier zu wechseln. Auch wenn dieses Dort in einer Region liegt, die erst in einem Jahr zur EU gehören wird, und dieses Hier in einer Region, die erst seit 12 Jahren zur EU gehört. Denn 58 Jahre bedeuten die lange Zeitspanne zweier Generationen.

Sie wissen, seit alters zeichnen sich Nachbarn dadurch aus, daß sie keineswegs einer Meinung sind. Aber sie müssen miteinander auszukommen suchen. Heutzutage wird es jedoch angesichts moderner Reise- und Kommunikationsmöglichkeiten zum Problem, daß zwei Nachbarn nicht notwendigerweise unmittelbar kommunizieren müssen.

Denn, um ein Beispiel zu nehmen, pflegt Breslau seine Kontakte nach Wiesbaden. Auch Görlitz und Wiesbaden sind eng verbunden. Es bestehen Partnerstadtverbindungen sowohl zwischen Breslau und Wiesbaden als auch zwischen Görlitz und Wiesbaden. Wo aber bleibt die Verbundenheit von Görlitz mit Breslau und umgekehrt? Das Collegium PONTES mit seiner engen Verbundenheit von Universität Breslau und Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen ist eines der wenigen Beispiele für eine unmittelbare, nachbarschaftliche Zusammenarbeit.

Was aber geschieht mit einer Welt, in der – wie Anthony Giddens feststellte – die globale Kommunikation über alle Grenzen hinweg das Gespräch zwischen Nachbarn scheinbar ablöst; was geschieht also mit einer Welt nachlassender Gesichtsbeziehungen? Oder, wie ich selbst fragen würde: Was geschieht mit einer Welt, in der nicht mehr gemeinsam gesungen wird?

Es ist also nötiger denn je, konkrete Brücken, wenn sie auch metaphorisch gemeint sind, gemeinsam zu besingen und auf ihnen zu tanzen – so wie es über eine der berühmtesten Brücken erzählt wird. Die Brücke von Avignon, erbaut ab dem Jahre 1177 durch den Heiligen Bénézet, hat sich durch das Lied „Sur le pont d’Avignon“ bis heute in der Erinnerung der Menschen halten können. An ihrer Entstehungsgeschichte wird deutlich, wie sehr das Brückenbauen in alter Zeit etwas Heiliges war, ein gottgefälliges Werk, mit dem die Schöpfung Gott zu Ehren neue Verbindungen von hier nach dort schuf. Eine Brücke war etwas Besonderes. Und sie scheint es auch heute wieder zu sein, wie das Beispiel der Mühen um die Altstadtbrücke Görlitz zeigt.

Also bauen wir Brücken!

Aber – können Sie das?

Sind Sie Ingenieur und Statiker, Verkehrsaufkommensplaner und Straßenarbeiter, sind Sie Kranführer und Umweltschutzexperte, Architekt und Anstreicher? Und sind Sie das alles zugleich?

Alleine kann keiner eine Brücke bauen, alleine schaffen Sie es nicht, und schaffe ich es nicht.

Aber vielleicht schaffen wir es gemeinsam, indem wir unterschiedlichste Disziplinen verbinden. Eben dies ist der Ansatz des Collegium PONTES.

Nach dem Vorbild des Heiligen Bénézet von Avignon gründete sich eine Genossenschaft, die „Brückenbrüder“ – fratres pontifices. Dieser 1189 bestätigte Orden – so berichtet das Kirchenlexikon – bestand aus Rittern, Mönchen und Arbeitern, die ohne Klausur und Gelübde unter Großmeistern lebten. Welch eine Interdisziplinarität!

Die Erkenntnis, daß eine Brücke nicht alleine gebaut werden kann, ist auch der Grund, warum sich die beiden Städte Görlitz und Zgorzelec zusammaten und sich am 5. Mai 1998 zur ersten Europastadt ausgerufen haben.

Das Wissen um diese einzigartige Erfahrung ist das, was wir den Bürgern Europas anbieten und mit Europa teilen wollen. Denn Görlitz-Zgorzelec bewirbt sich um den Titel der Europäischen Kulturhauptstadt 2010.

In der Europastadt sind Idee und Umsetzung des Collegium PONTES deshalb so besonders gut aufgehoben.

Als Ordenszeichen trugen die Brückenbrüder von Avignon einen Spitzhammer auf ihrer Kleidung. Um dem Brückenbauern in diesem Sommer die regionenübergreifende und disziplinübergreifende Würde zu verleihen, erlaube ich mir an Frau Una Sedleniece aus Riga – stellvertretend für alle Fellows des Collegium PONTES 2003 – diesen Wissenschafts-Spitzhammer symbolisch zu überreichen.

Liebe Una: In Avignon ging der besagte Brückenbrüder-Orden zugrunde, als – so heißt es weiter im Kirchenlexikon – mit der Anhäufung großer Reichtümer „Entartungserscheinungen“ eintraten. Als Kuratoriumsvorsitzender des Institutes weiß ich allzugut, daß eine solche Gefahr den Brückenbauern des Collegium PONTES 2003 nicht droht. Mögen Sie trotz oder gerade wegen der Genügsamkeit im Materiellen, die Ihr Unternehmen auszeichnet, zu tiefen Erkenntnissen gelangen!

Liebe Gäste,

ohne geistige Brücken blieben wir Nachbarn in einem rein geographischen Sinne. Ein solches wäre ein armes Europa. Ich denke, ich spreche auch in Ihrem Namen, wenn ich den Collegiaten wünsche: Möge es Ihnen gelingen, mit dem Collegium PONTES von Görlitz aus tragfähige Brücken zwischen Ost und West zu schlagen!



NORBERT LAMMERT  
Vizepräsident des Deutschen Bundestages

Sehr geehrter Herr Professor Dr. Vogt, sehr geehrte Teilnehmer des Collegium PONTES 2003,

in früheren Zeiten wäre die Wendung „Interkulturelle Kommunikation“ in der mitteleuropäischen Kernregion um die Lausitzer Neiße auf wenig Verständnis gestoßen. Zu eng waren die kulturellen und wirtschaftlichen, zu eng auch die persönlichen Beziehungen im „Dreiländereck“, als daß die Menschen sich zuvörderst als „Tschechen“, „Polen“ oder „Deutsche“ begriffen hätten.

Mit Krieg, Vertreibung und Verlust der Heimat ist das Verbindende und Gemeinsame zwischen den Nachbarn beinahe in Vergessenheit geraten. Je schwächer die persönliche Erinnerung daran wird, desto stärker muß das Wissen darüber gefördert und gepflegt werden. Mit der europäischen Einigung, an der aktiv mitzuwirken nun bald und endlich auch den unmittelbaren östlichen Nachbarländern Deutschlands ermöglicht wird, werden Gräben zugeschüttet und Wege zwischen den Menschen in Mitteleuropa neu eröffnet. Das Collegium PONTES 2003 bietet mehr als eine Ahnung dessen, was dann hoffentlich selbstverständlich wird: Der offene, von gegenseitigem Verständnis geprägte Dialog über das, was trennt, und mehr noch über das, was verbindet.

So wünsche ich Ihrer Tagung, daß sie das, was ihr Thema ist, auch repräsentiert: eine gelungene „Interkulturelle Kommunikation“. Vielleicht sogar kann sie ein Fanal sein für eine mitteleuropäische „Innerkulturelle Kommunikation“.



MONIKA GRIEFAHN  
Deutscher Bundestag, Ausschuß für Kultur und Medien  
Die Vorsitzende

Sehr geehrter Herr Prof. Vogt, sehr geehrte Damen und Herren,

Ihre Bitte um ein Grußwort zur heutigen Eröffnungsveranstaltung des Collegium PONTES 2003 in Görlitz ehrt mich sehr. Ich komme dieser Bitte mit besonderer Freude nach, und das nicht allein wegen des so bedeutsamen Themas der interkulturellen Kommunikation, dem sich der zweite Jahrgang des Collegium PONTES in diesem Jahr widmen soll.

Das Collegium PONTES nimmt im Rahmen der west-ost-europäischen Einigungsarbeit eine überaus wichtige Aufgabe wahr – als mitteleuropäischer Ort interdisziplinärer, akademischer Forschung und akademischen Lernens und als ein Ort der Kontaktpflege, des offenen Gedanken- und Meinungsaustauschs im besten Sinn des Wortes.

Ein Blick auf die Städte Ihrer zahlreichen bedeutsamen Partner- und Kooperationshochschulen und -institutionen belegt die damit verbundene Brücken-Funktion: Prag, Breslau, Krakau, Warschau, Riga, Timisoara, Paris, Nizza, Neapel – alle Vertreter und Vertreterinnen aus diesen großen europäischen Städten grüße ich herzlich.

Besonders freue ich mich auch über Ihre enge Verbindung mit der UNESCO, die gerade im Hinblick auf die Absicht, internationale Integration zu fördern und zu entwickeln, einen besonders wichtigen Handlungsrahmen liefert. Denn, das hat sich mittlerweile herumgesprochen, Kultur ist längst kein „weiches“ politisches Thema mehr, ganz im Gegenteil. Dialogische Kulturpolitik wird längst als ein wesentliches, wenn auch nicht lautes strategisches Instrument und als wichtige politische Querschnittsaufgabe begriffen.

Im Übrigen, das möchte ich hier gerne erwähnen, war es das Motto des im November 1998 von der UN-Generalversammlung ausgerufenen „Internationalen Jahres des Dialogs zwischen den Kulturen 2001“, das bis heute auch der Leitgedanke der Auslandsreisen des Ausschusses für Kultur und Medien des Deutschen Bundestages ist.

Meine Reisen als Vorsitzende dieses Ausschusses in den letzten Jahren etwa in den Iran, den Irak, nach Syrien, Indien oder Nepal, aber auch in unsere europäischen Nachbarländer, belegten immer wieder die Richtigkeit, Notwendigkeit und Wirksamkeit dieses auch außenpolitisch so wichtigen Politikansatzes.

Es zeigt sich indessen auch, daß der europäische Integrationsdialog und der weltweite Dialog der Kulturen zwei Seiten einer Medaille sind, nämlich die Ein-

heit des Zusammenwachsens Europas und der fortschreitenden Globalisierung. Das eine ist nicht ohne das andere zu haben, wenn es funktionieren soll. Denken wir nur etwa an den Irak-Konflikt.

Die Idee des Collegium PONTES, im Kontext der europäischen Integration zwei herausragende europäische Bildungsleitbilder zu verknüpfen, nämlich Humboldts Leitbild von der Einheit von Lehre und Forschung einerseits und das Leitbild von der „Ausbildung zum Europäer“ andererseits, zielt auf akademische Spitzenforschung im Kontext weitblickender politischer Verantwortlichkeit und hat ebenso meine ganze Sympathie.

Wenn es also so etwas wie ein institutionelles Sinnbild für die interkulturelle Kommunikation in der akademischen Welt gibt, dann entspricht das Collegium PONTES als Brücke für die zusammenwachsenden Länder Mittel- und Osteuropas dieser Vorstellung ganz gewiß.

Für den Erfolg der europäischen Integration, gerade im Hinblick auf die Staaten Mittel- und Osteuropas, ist der erfolgreich geführte interkulturelle Dialog unerlässlich. Die europäische Integration, der Abbau von Vorbehalten und auch von Vorurteilen in den Bevölkerungen in Ost und West, ist ohne Dialog, und ich betone: ohne den interkulturellen Dialog, nicht dauerhaft zu leisten.

Aus diesem Grund werde ich auch im kommenden Monat mit dem Ausschuß für Kultur und Medien nach Prag reisen. Wir werden dort nicht nur mit dem tschechischen Kulturminister Pavel Dostal und anderen hochrangigen Politikern Gespräche führen, wir werden auch bei Pavel Kohout mit Schriftstellern sprechen, die Karls-Universität besuchen und mit Studenten sprechen, die dortige UNESCO-Weltkulturerbe-Kommission besuchen und Künstlerinnen und Künstler treffen und so unseren Beitrag leisten, das Zusammenwachsen der Länder Mittel- und Osteuropas zu fördern und zu unterstützen.

Wir alle blicken dabei auf das wichtige Jahr 2004: Am 1. Mai 2004 soll die größte Erweiterung in der Geschichte der Europäischen Union durch die Aufnahme ost- und mitteleuropäischer Staaten endlich Wirklichkeit werden.

Mit Estland, Lettland, Litauen, Polen, Ungarn, der Tschechischen Republik, der Slowakei, Slowenien, Malta und Zypern wird die Bevölkerung der EU dann um rund 75 Millionen Menschen reicher sein.

Aber wir wissen alle, daß dies nur eine Zwischenstation zur gelebten, politisch-demokratischen Wirklichkeit ist.

Damit die Erweiterung nicht nur institutionelle Wirklichkeit, sondern auch ein politischer Erfolg wird, kommt es auf Vieles an, so etwa auf den EU-Konvent, bis dahin einen entsprechenden Verfassungsvertrag für die größer gewordene Europäische Union auszuarbeiten.

Auch und gerade im Rahmen der Verfassungsdiskussion im EU-Konvent ist es notwendig, die kulturelle Vielfalt zu sichern und dies sowohl in den Zielen als auch in den Werten zu verankern. Wir brauchen die Kreativität dieser kulturellen Vielfalt, um Europa weiterzuentwickeln und die europäische Identitätsbildung zu fördern.

Die Arbeiten des EU-Konventes werden nur ein, wenn auch wichtiger Schritt von vielen sein, die alle zu einer Neuordnung des gemeinsamen europäischen Hauses führen müssen.

Die Regierungen der Mitgliedstaaten werden dauerhaft nur erfolgreich sein können, wenn die Bevölkerungen dies mittragen, verstehen und wirklich wollen, wenn also, mit anderen Worten, die Integration Mittel- Ost- und Westeuropas gelingt.

Diesen Prozeß kritisch und konstruktiv zu begleiten, zu fördern, anzuregen und zu unterstützen, dafür wünsche ich dem Collegium PONTES heute und zukünftig ein gutes Gelingen und viel Erfolg.



ERIKA STEINERT  
Prorektorin  
Hochschule Zittau · Görlitz

Sehr geehrte Damen und Herren!

Als ich den Text zum Collegium PONTES 2003 und das Programm zur einführenden Tagung las, fiel mir zumindest zweierlei auf: Einmal die beeindruckende Vielfalt in der Ausgestaltung des Collegiums sowie seiner internationalen Unterstützung durch renommierte WissenschaftlerInnen und Personen des öffentlichen Lebens, und zweitens, daß in der Wegbeschreibung für die zur Tagung Anreisenden ein topologisches Problem angekündigt war. Augenscheinlich haben Sie, die Sie zu uns nach Görlitz gekommen sind, diese Herausforderung bestanden und den Zugang zur Stadt meistern können!

So darf ich Sie im Namen der Hochschulleitung begrüßen und herzlich willkommen heißen!

Das „Collegium PONTES Görlitz-Zgorzelec“ findet, dank Ihres Engagements, werter Herr Prof. Vogt, bereits zum zweiten Mal statt; dafür gebührt Ihnen der Dank der Hochschulleitung, tragen Sie doch damit nicht zuletzt zur Internationalität der Hochschule bei!

Aspekte der deutsch-polnisch-tschechischen Kommunikation machen den Gegenstand der Tagung aus. Vielleicht ist der in der Wegbeschreibung erwähnte Eulersche Kreis eine Metapher für die Probleme, die sich mit interkultureller Kommunikation in unserer Grenzregion manchmal verbinden. Kommunikation mit den Nachbarn jenseits der Grenze ist nicht so selbstverständlich, wie dies in manch anderer deutscher Grenzstadt vielleicht der Fall sein mag.

Im Dreiländereck Polens, Tschechiens und Deutschlands bildet grenzüberschreitende Zusammenarbeit in vielerlei Hinsicht eine große Herausforderung. Starke Differenzen unterscheiden das EU-Land von den der Europäischen Union noch nicht beigetretenen Ländern. Die Schengener Grenze, die als Wohlstandsgrenze bezeichnete Außengrenze der Europäischen Union, drei verschiedene Sprachen, ohne daß eine gemeinsame Arbeitssprache erwartet werden könnte – all dies schafft Barrieren. Hinzu kommen die seit 1945 gegebenen unterschiedlichsten „Gedächtniskulturen“ – Sie verweisen im Text zum Collegium PONTES darauf, Herr Vogt –, Gedächtniskulturen von Vertriebenen bzw. Flüchtlingen aus fünf Kulturkreisen sowie den Altgörlitzern, den Umsiedlern und Neuansiedlern.

Diesen Teil der deutschen Nachkriegsgeschichte – Vertreibung und Flucht aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten – haben kürzlich Studierende unserer Hochschule im Rahmen einer meiner Lehrveranstaltungen untersucht.

Es wurden biografische Interviews überwiegend mit Frauen geführt, die nach dem Zweiten Weltkrieg als Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene von Flucht oder Vertreibung betroffen waren. Die meisten von ihnen stammten aus Schlesien, einige aus dem Sudetenland, dem Wartheland, Ostpreußen und Pommern. Untersucht wurde, wie die Befragten dieses existentielle Ereignis biografisch verarbeitet haben.

Sehr eindrücklich zeigen die Interviews, daß Flucht und Vertreibung insgesamt eine anomische Situation bedeutete: den Zusammenbruch der sozialen Ordnung, eine Situation der Gesetzlosigkeit, Gefahr für Leib und Leben, Bedrohung des letzten geretteten Eigentums, Vergewaltigung. Insgesamt handelte es sich um ein kollektives Ereignis, das – so können die Interviewtexte interpretiert werden – identitätsprägend war und nachhaltig die Gedächtniskultur dieser Generationslagen, um mit dem Soziologen Karl Mannheim zu reden, bestimmte.

Die Flüchtlinge und Vertriebenen bildeten lange Zeit eine besondere Bevölkerungsgruppe, die sich von der einheimischen Bevölkerung unterschied – nicht zuletzt deswegen, weil eine Solidarisierung mit den Flüchtlingen weitgehend fehlte, diese vielmehr häufig Stigmatisierungen ausgesetzt waren.

Die in den studentischen Arbeiten rekonstruierte spezifische Gedächtniskultur der Vertriebenen ist historischer Ausdruck spezifischer Bedingungen einer bestimmten Region. Für die nachfolgenden Generationen hier Geborener scheint das Thema Flucht und Vertreibung kaum noch Bedeutung zu haben. Allerdings könnte darauf mit Lutz Niethammer geantwortet werden: „Nicht das Vergessen ist die Grundlage der friedlichen Beziehungen, sondern das Erinnern“!

Einige erste Schlußfolgerungen allgemeinerer Reichweite scheinen mir aus dieser noch nicht abgeschlossenen Untersuchung zu folgen:

In diesem historischen Thema kann eine Schnittstelle wissenschaftlichen, politischen und öffentlichen Interesses gesehen werden. Es hat aktuelle Bedeutung nicht nur für das hiesige Grenzland, nicht nur für die grenzüberschreitende Kommunikation hier<sup>1</sup>: Nationale ebenso wie allgemein transnationale Relevanz scheint vielmehr gegeben zu sein. Denn 1. müssen solche Erfahrungen – von anomischer, rechtloser, gesetzloser Situation, von Diskriminierung und Ausgrenzung, von Ab- und Ausgrenzung, der Wahrnehmung und Zuschreibung von Differenz, von Ambivalenz und von Fremdheit – Flüchtlinge unterschiedlicher ethnischer Herkunft meist machen. Insofern ist der in den Interviews rekonstruierte Befund, daß das geteilte Leid zu einer Gruppenidentität von Flüchtlingen unter Einheimischen führte, wohl verallgemeinerbar, ja für Migration allgemein zutreffend. 2. Was wir

---

<sup>1</sup> Grenzregion ist trinational gemeint. Auch jenseits der Neiße leben Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen und sich an der Westgrenze Polens niederzulassen, in Häusern, die zuvor oder noch übergangsweise von Deutschen bewohnt waren.



aus diesem Teil unserer Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg lernen könnten, um interkulturell gegläckter kommunizieren zu können, ist eine Frage, deren Relevanz angesichts der erforderlichen Integration von ausländischen MigrantInnen nicht von der Hand zu weisen ist.

Am Beispiel dieser empirischen Studie wird jedenfalls deutlich, daß grenzüberschreitende Fragestellungen an unserer im äußersten Osten Deutschlands gelegenen Hochschule – wie könnte es anders sein – in Lehre, Forschung und Entwicklung eine zentrale Rolle spielen. Was läge für eine Hochschule mit grenznahem Standort schließlich auch näher, als diese besondere geographische Lage zum Ausgangspunkt ihrer Profilbildung zu machen und die Grenzlage als Chance zu begreifen?

Unser Profil äußert sich unter anderem darin, daß wir bundesweit hinsichtlich der von uns angeworbenen Drittmittel für Forschung an vorderster Stelle liegen. Insofern ist das, gerade für unseren Hochschultypus der Fachhochschule, schwer zu praktizierende Ideal der „Einheit von Forschung und Lehre“ zumindest ansatzweise gegeben.

„Grenzüberschreitende Sozialarbeit“ stellt eine der Profillinien des Fachbereichs Sozialwesen dar. Das seit siebeneinhalb Jahren laufende, sich an deutsche, polnische und tschechische ExpertInnen im Bereich Sozialwesen wendende Projekt zeigt, wie wichtig ein gemeinsamer Bezugsrahmen und die persönliche Begegnung für die internationale Zusammenarbeit sind. Kommunikation auf einer Augenhöhe, die zugleich bestehende Unterschiede anerkennt, die Entwicklung einer konstruktiven Streitkultur über die Grenzen hinweg ist zentrales Anliegen des GÜSA-Projektes.<sup>2</sup>

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen streitbaren und interessanten Verlauf der Tagung wie auch des Collegium PONTES insgesamt.

---

<sup>2</sup> Eine Auswahl von Projekten, welche die Profillinie „Grenzüberschreitende Sozialarbeit“ unterlegen, findet sich im Folgenden:

- Steinert, E. / Müller, H.: Grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Ausbildung, berufliche Sozialisation und professionelles Selbstverständnis ostdeutscher SozialarbeiterInnen, Herbolzheim 2002.
- Ältere Frauen und Systemtransformation im Grenzland (<http://guesa.net>)
- Flucht und Vertreibung als identitätsprägende Ereignisse und gruppenbildende Erfahrungen (<http://guesa.net>)
- Grenzüberschreitende Bildung und Vernetzung Sozialer Arbeit – Das GÜSA-Projekt (<http://guesa.net>)
- Tauschring Görlitz/Zgorzelec (<http://guesa.net>)
- „Sail Hello“. Trinationales sozialpädagogisches Segeln (<http://guesa.net>)
- Sowie: Steinert, E. / Müller, H.: Grenzüberschreitende Sozialarbeit, Herbolzheim 2001.



WALTER SCHMITZ  
Direktor des Mitteleuropazentrums  
Technische Universität Dresden

*Damit ist über Souveränität neu zu sprechen...*  
Über eine „Interkulturelle Kommunikation“,  
die Kulturwissenschaft und Kulturmanagement verbindet

Daß sich ein Collegium PONTES um interkulturelle Kommunikation bemühen will, leuchtet jedem unmittelbar ein. Man sieht förmlich die durch einen Graben getrennten Kontinente der Kulturen, und man sieht die Brücke, die durch die löbliche Tätigkeit junger und älterer Wissenschaftler, in Forschung und Gespräch vereint, geschlagen wird. Deshalb – um solcher Evidenz willen – wählen wir Metaphern, wenn wir uns verständigen. Sie machen Abstraktes unmittelbar sinnfällig, sie helfen uns, an unsere Programme auch zu glauben.

Und da wir zudem als mündige Bürger Europas uns wünschen, daß Kulturen nicht länger einander feindlich gegenüberstehen, was wäre dann angebrachter als die Kommunikation zwischen diesen Kulturen – eben interkulturelle Kommunikation? Schon deshalb also verdient das Programm des Collegium PONTES, das uns hier in Görlitz, der Brückenstadt, zusammenführt, unseren Respekt und unser Engagement vollauf. Aber dennoch möchte ich es lieber ‚überzeugend‘ als ‚glaubwürdig‘ nennen dürfen und deshalb an den Anfang des Studienprogramms „Interkulturelle Kommunikation“ nicht die Evidenz der Metapher, sondern ihre Überprüfung durch Analyse stellen – so wie es uns als Wissenschaftlern ja auch geziemt.

Allerdings könnte man an meinem Unterfangen zweifeln. Man könnte mir leicht entgegenhalten, daß interkulturelle Kommunikation als Gegenstand universitärer Aufmerksamkeit ja gut etabliert und eine solche Reflexion der Grundlagen deshalb obsolet sei. Es gibt Kurse an zahlreichen Orten und in großer Menge, Seminarscheine werden ausgestellt, Tagungen veranstaltet und Konferenzbände veröffentlicht. Auch an einschlägigem Handbuchwissen und den dazugehörigen Handbüchern fehlt es nicht. Bündig sind dort die Bedingungen ‚interkultureller Kommunikation‘ festgelegt, und ein Forschungsprogramm ist damit zumindest definiert. Ich zitiere aus dem von Alexander Thomas und anderen vorgelegten Handbuch *Interkulturelle Kommunikation und Kooperation*: „Das Erfassen, Studieren und Verstehen fremdkultureller Werte, Normen, Sitten, Gebräuche, Verhaltensregeln, Menschen- und Weltbilder, kurzum des fremdkulturellen Orientierungssystems, reicht also nicht aus. Hinzukommen muß ebenso das bewußte Er-

fassen, Reflektieren, Vergleichen und Verstehen des eigenkulturellen Orientierungssystems auf der Grundlage des alltäglichen beruflichen und privaten Lebens, das aber inzwischen so selbstverständlich geworden ist und so routinemäßig zum Einsatz kommt, daß es niemandem mehr bewußt ist“.<sup>1</sup> Ein hoher Anspruch... Freilich, das Handbuch resümiert doch Anwendungswissen, zielt auf eine Schlüsselqualifikation, der das Desiderat der Grundlagenforschung immer vorausliegt. Soweit ich sehe, gibt es bislang allerdings nur wenig ‚interkulturelle Kommunikation‘ zwischen den Fachkulturen, herrscht zwischen den Empirikern der Kulturstandardforschung, die sich für ‚interkulturelle Kommunikation‘ zuständig wissen, und den sich aus den ‚Geisteswissenschaften‘ entwickelnden Kulturwissenschaften nur Schweigen.

Für künftige Kulturmanager bedeutet interkulturelle Kommunikation zweifellos eine Schlüsselqualifikation. Darüber hinaus aber bedeutet sie, sobald man ihren akteurzentrierten Ansatz ernst nimmt, auch für die Theoriebildung der Kulturwissenschaften eine Herausforderung. Hier muß das Verhältnis von ‚Kultur‘ und Akteur sorgfältig geklärt und in die Strategien von Forschung und Lehre eingebracht werden.

Davon könnte auch die Praxis nur profitieren. Lassen Sie uns als Beispiel das Kapitel ‚Tschechien‘ aus dem schon zitierten Handbuch Interkulturelle Kommunikation heranziehen. Hier werden ‚tschechische Kulturstandards‘ definiert, zunächst ‚Personbezug‘, also „die Tatsache, daß Tschechen in der Interaktion und Kommunikation dem Beziehungsaspekt den Vorrang vor dem Sachaspekt einräumen“; und alsbald erfährt man: „Tschechen stehen Strukturen skeptisch gegenüber“<sup>2</sup>. Das ‚Orientierungssystem‘ wird hier für die Zwecke einer ‚interkulturellen Kommunikation‘ eben nicht akteursbezogen, sondern auf der Ebene ‚der Kultur‘ standardisiert, also holistisch umfassend definiert. Aber, so frage ich nun doch hartnäckig weiter, ist denn die Prämisse, die wir derart in die ‚interkulturelle Kommunikation‘ einbringen, nicht zugleich deren Hindernis?

Als im Jahr 1989 die politischen Blöcke von West und Ost zu bröckeln begannen und schließlich zusammenbrachen, da kam es flugs zu einer Art medialer Surrogatbildung. Die Konflikte waren ja keineswegs verschwunden, sie waren eher noch beunruhigender geworden, brachen sie doch mit extremer Gewalttätigkeit unmittelbar vor der europäischen Haustür aus – etwa beim Zerfall des Staates Jugoslawien; oder es verwandelte sich in nur scheinbar entlegeneren Weltgegenden, die aber in den komplexen Systemen unserer wirtschaftlich und medial schon lan-

---

<sup>1</sup> Thomas, A. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation, Band 1, Göttingen 2003, S. 13 f.

<sup>2</sup> Thomas, A. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation, Band 2, Göttingen 2003, S. 91.

ge hoch vernetzten Welt inzwischen eng mit uns verbunden sind, der ‚kalte‘ in einen ‚heißen Krieg‘. Die ideologische Desorientierung in den Staaten des Westens nun, die auf diese Weise ihres Sieges im ‚Kalten Krieg‘ nicht recht froh werden konnten, verfestigte sich alsbald zu einem Schlagwort, um das es mir hier geht, zum „Clash of Cultures“, dem „Kampf der Kulturen“. Die Verschränkung von Ideologie und Politik, wie sie für die Ära des Kalten Krieges so bezeichnend war, mutierte nun zu einer Kulturalisierung der Konflikte, in denen es jetzt zutiefst immer um die Abgrenzung von Kulturen gehen sollte. Daß der Kampf um Verfügungsgewalt, um materielle Ressourcen, um Macht überwölbt sei von einem Kampf um Anerkennung im globalen Maßstab, das schien durchaus plausibel, um so mehr, als sich hierfür der Mediengesellschaft ein ganzes Symbolarsenal anbot und anbietet – vom Kopftuch bis zu den perfiden Zerstörungsbildern, wie der internationale Terrorismus sie zu inszenieren strebt. Wenn sich nun aber ‚Kulturen‘ so unversöhnlich gegenüberstehen, wie ungemein sinnvoll ist es dann doch, durch ‚interkulturelle Kommunikation‘ zwischen den Fronten zu vermitteln. Damit wird aber eine Konstruktion des 19. Jahrhunderts, als ‚Kultur‘ normativ vereinheitlicht wurde, in eine komplexe Gegenwart fortgeschrieben. Denn eine integrale Konzeption der Kultur ist nicht nur ein Bestandteil des ‚nationalen Projektes‘, sondern dessen Fundament, zumindest für die Staatenbildung Mitteleuropas – also für Deutschland wie für seine östlichen Nachbarn; ohne ‚Sonderwegs‘-Theorien zu strapazieren, lassen sich diese Prozesse im mitteleuropäischen Raum doch dem – von Stefan Breuer so benannten – ‚ethnischen‘ Idealtypus mit seinen kulturellen Prämissen, Selbstthematizierungen und Identitätsversprechen zuordnen.<sup>3</sup> Zu der Einheit einer so konzipierten ‚Nation‘ gehört unverzichtbar die Einheit der Kultur; denn sie repräsentiert das Wesen des Volkes und seiner Nation.

Nun wollen wir uns also von den weltpolitischen Szenarien ab- und unserer europäischen ‚Heimat‘ zuwenden – eine ‚Heimat‘, die vorerst in der Zukunft liegt. Als offenkundig aber gilt hier jetzt schon, entlastet von Extremsituationen des Konflikts, daß wir – um einmal eine Formel der europäischen Wissenschaftspolitik aufzugreifen – eine ‚gemeinsame Bürgerschaft mit vielen Identitäten‘ anstreben sollen. Wie jede Formel kann auch diese mißverstanden werden. Gemeint kann nicht sein, daß die Identitäten als jeweils kulturell zugerechnet sich im gemeinsamen Haus Europa jeweils ihren – nationalen – Raum sichern und daß die Bewohner dieses Hauses dann ‚von Zimmer zu Zimmer‘ interkulturell miteinander kommunizieren. Ein solches Modell ist schon deshalb auszuschließen, weil es in einer Parallelwelt zum derart kulturalisierten ‚Europa der Nationen‘ auch ein Europa

---

<sup>3</sup> Vgl. Breuer, St.: Der Staat. Entstehung, Typen, Organisationsstadien. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 189 ff. u. 196 ff.

der Staaten gibt, in dem harte Interessen vertreten werden müssen und auch vertreten werden. Gerade die Debatte, die auch von den Beitrittsländern um die neue europäische Verfassung in Gang gesetzt wurde, gerade der Streit um Stabilitäts-pakt, um Nettoszahungen und Mehrheitsverhältnisse zeigen, daß da, wo Staaten die Akteure sind, Kultur und Identität eine geringe Rolle spielen – es sei denn, man wolle annehmen, daß die Vehemenz des Interessenkampfes sich eben aus kulturellen Unterschieden speist. Vielleicht also befinden wir Görlitzer ‚Brückenbauer‘ uns gar nicht zwischen den Kulturen, sondern zwischen den Blöcken der Interessen. Wie wollen wir nun Kommunikation betreiben?

Wenn wir den Terminus ‚interkulturelle Kommunikation‘ erneut betrachten und uns mit der Geläufigkeit im Konventionellen nicht mehr zufrieden geben, so entpuppt er sich – vielleicht etwas überraschend – geradezu als ein Oxymoron; denn er stellt in eine Verbindung, was sich nicht verbinden läßt. Der substantivische Singular „Kommunikation“ suggeriert einen Gegenstand, der empirisch nicht aufweisbar ist: ‚Kulturen‘ können nicht kommunizieren. Kommunikation besteht aus Kommunikationsakten, aus einer Vielzahl von Prozessen der Verständigung, der Abgrenzung, vielleicht auch der Aggression. Menschen kommunizieren.

Wenn sich so die bloße Begriffseinheit ‚Kommunikation‘ in eine Vielzahl von Prozessen auflöst, dann liegt es nahe, auch die Einheitlichkeit von ‚Kultur‘ selbst in Frage zu stellen. Auch ‚Kultur‘ ist ja nicht schlichtweg gegeben. Statt dessen sehen wir uns wiederum auf die Akteure, auf die Menschen verwiesen. Für sie gelten Kulturstandards und Interessenrahmen in einer je spezifischen Weise; vielfältige Bedingungen, die jeweils zu überprüfen wären, prägen sie. In einem akteurzentrierten Ansatz – um nun auch das terminologische Kennwort zu wählen – erweist sich interkulturelle Kommunikation dann nicht etwa als Name eines Gegenstandes, sondern vielmehr als eine Aufforderung zu erkunden, was mit einem solchen gängigen Begriff an Erkenntnischancen verbunden ist. Nicht die Emphase des guten Willens, von der das Angebot, sich akademisch mit interkultureller Kommunikation zu befassen, so häufig zehrt, ist hier gefragt, sondern der nüchterne Wille zur Analyse.

Und doch gibt es die ‚Einheit der Kultur‘. Und wenn ich sie noch so lebhaft in Zweifel stelle und mit besseren Argumenten, als ich sie eben in der gebotenen Kürze entwickeln konnte – wir meinen doch spontan, daß wir zur deutschen, polnischen oder auch tschechischen Kultur gehören, daß dies unsere Kultur sei. Dies wäre, wenn wir eine Umfrage unternehmen wollten, den Befragten wahrscheinlich ganz unmittelbar einleuchtend. Will man jedoch diese Evidenz des Alltagsbewußtseins überprüfen, gerät man sogleich in zahlreiche Schwierigkeiten. Worauf gründet sich denn eine solche Einheit der Kultur? Etliche Kriterien werden in einem Terminus wie ‚interkulturelle Kommunikation‘ immer schon vorausgesetzt: Gründet sie in einer Differenz der Sprachen, in einer Differenz der Völker, in einer Differenz der Staaten?

Wir befinden uns mit diesen einfachen Fragen plötzlich mitten in jenem Projekt der Nationenbildung in Mitteleuropa. Denn eben diese dreifache Differenz hatte der Nationalstaat ethnisch-kulturellen Typs tatsächlich behauptet und deshalb in der Wirklichkeit zu befestigen gesucht. Aufgrund einer gemeinsamen, von allen anderen unterschiedenen Geschichte bildete ein ‚Volk‘, das sich in gemeinsamer Sprache verständigte, eine Erinnerungs- und in pathetischer Überhöhung sogar eine Schicksalsgemeinschaft und hatte ein Recht auf eigene Staatlichkeit. Dies entsprach – gerade in Mitteleuropa – nicht einer Erfahrung von Wirklichkeit, sondern es geschah ausdrücklich gegen die erfahrene Wirklichkeit mit dem Ziel ihrer Veränderung. Die Nation ist ein Projekt, das eben diese Einheit herstellen will, die Suggestion einer Einheit der Nationalkultur ist die erste und noch immer Staunen erregende Leistung dieser Kultur selbst. Wollen wir also ‚Kultur‘ nicht holistisch, sondern als ein höchst komplexes Kommunikationsnetz mit variablen, verhandelbaren Grenzen betrachten, so müssen wir uns also vom ‚nationalen Denken‘ verabschieden.

In rund zwei Jahrhunderten, die von der Dominanz des nationalen Paradigmas geprägt sind, wurden auch die Kategorien des Erkennens und der kulturellen Wahrnehmung entsprechend geprägt; im Rahmen dieses Paradigmas entstehen die ‚modernen‘ Kulturwissenschaften (in Deutschland Geisteswissenschaften genannt) und entwickeln ihre professionellen Standards. Sie entsprechen dem nationalen Paradigma. Unser Weltbild ist davon geprägt. Sogar bis in die Verästelungen alltäglicher Rede setzen wir voraus, daß eine binäre Logik gilt: Was nicht das Eigene ist, ist das Fremde. Was der einen Kultur zugehört, kann der anderen nur in einem interkulturellen Dialog, einem Austausch zwischen zwei Blöcken, vermittelt werden. ‚Kulturen‘ sind – so nehmen wir selbstverständlich an – holistisch; sie definieren Grenzen. Mittlerweile aber rücken als Vorboten eines tiefgreifenden Wandels andere Metaphern in den Vordergrund; mittlerweile lösen wir uns von der Fixierung auf zwei Pole, die oft genug Konstellationen der Feindschaft oder zumindest der Dominanz bildeten: Gerade im Verhältnis der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn fehlt es uns hier aus den vergangenen zweihundert Jahren nicht an Belegen. Wenn sich im Deutschen die Rede von der ‚polnischen Wirtschaft‘ eingebürgert hatte, so projizierte sie eben die Ängste und auch die Schwächen des Eigenen auf den Anderen, der damit wirklich zum Fremden und Seltsamen wurde. Erstaunlich genug galten die Polen im 19. Jahrhundert aus deutscher Sicht gleichsam als die Bewohner des ‚Wilden Ostens‘, die ‚Indianer Europas‘ – entsprechend artikuliert sich der deutsche ‚Drang nach Osten‘. Andererseits baut eine polnische sprichwörtliche Redensart, die versichert, ‚ein Deutscher und ein Pole könnten nie Brüder sein‘, ebenfalls eine Antithese auf, die nur dann weiter tradiert werden kann, wenn man die Wirklichkeit mit den stereotypen Bildern von

ihr verwechselt. Dies freilich gehört zum mentalen Haushalt von Gesellschaften durchaus. Die Differenz der Völker wird uns, dies ist meine feste Überzeugung, wenn sie in den kommenden Wochen sorgfältig analysiert wird, vor allem als eine Differenz der Stereotypen erscheinen. Sie ist eine Folge der nationalkulturellen Konstruktion kultureller Einheit und Einheitlichkeit. – Was nun die Differenz der Sprachen angeht, so informiert uns ein alter Reisebericht von Wincenty Pol von 1847 im Blick auf die Provinz Schlesien, damals unter preußischer Herrschaft, über einen Zustand, der wie eine Vorwegnahme heutiger multikultureller Erfahrung und Theorie im Alltag des 19. Jahrhunderts wirkt. Pol schreibt:

„Die ethnographischen Verhältnisse Schlesiens sind sehr interessant, und es würde sich lohnen, daß jemand sie gemäß der Notwendigkeit der heutigen Zeit aufklärt. Größere Städte ausgenommen, wo die deutsche Sprache überwiegt, spricht hier das Volk im allgemeinen zwei Sprachen, und die polnische Sprache verhält sich hier zur deutschen wie sich ein Haus zu einer Straße verhält; alle Angelegenheiten im Haus erledigt das Volk unwillkürlich auf polnisch, alle außerhäuslichen Dinge auf deutsch. [...] Alle Aufschriften in den Geschäften sind in zwei Sprachen geschrieben, sogar Deutsche, Eigentümer von Landbesitz, die ihre Güter in den Gegenden haben, in denen die einheimische Bevölkerung polnisch spricht, lernen hier notwendigerweise die Sprache des Volkes. [...] für das Volk hier ist also die polnische Sprache die Haus- und Kirchensprache.“<sup>4</sup>

Zwei Jahrhunderte lang wurde eine zielgerichtete Politik zur Auflösung dieses Zustands betrieben, zunächst als Entpolonisierung, dann umgekehrt als Entdeutschung. Ob sie gelungen ist und ob wir mit diesem Gelingen zufrieden sein sollten, das ist die aktuelle Frage, die sich uns heute vor jedem interkulturellen Dialog stellt. Tatsächlich scheint sich heute eine ganz neue Schichtung durchzusetzen. In dem Dreiländereck, in dem hier Polen, die Tschechische Republik und Deutschland zusammenstoßen, sind die Ebenen des Gemeinschaftlichen und des Unterschiedlichen ganz vielfältig geschichtet, mit Bruchlinien und Verbindungen, die sich nicht in einer Grenzziehung bündeln lassen. Es zeigt sich, daß über die Nationalgrenzen hinaus andere räumliche Gliederungen sich durchsetzen – Ordnungen des Raumes wie auch Ordnungen der Lebens- und Erfahrungswelten. So teilen die Bewohner der verschiedenen Nationalstaaten hier im Grenzgebiet sehr oft die Erfahrung der Vertreibung, der Zwangsum- und -ansiedlung, des Verlusts jener räumlichen Identifikation, die wir ‚Heimat‘ nennen. Die Gemeinschaft der Heimatlosen wäre eine gemeinsame Voraussetzung für einen Dialog, der freilich die Konstruktionen der je trennenden Nationalkulturen beiseite lassen müßte.

---

<sup>4</sup> Zitiert aus: Zawada, A.: Niederschlesien. Land der Begegnung, dt. Übersetzung von Althaus, Hans-Joachim, Dresden 2004 (in Druck).



So lebt jeder Einzelne in zahlreichen, verschiedenen Erfahrungswelten, und so können die Bürger verschiedener Staaten wiederum in manch gemeinsamen Erfahrungswelten leben – und kommunizieren, also nicht ‚inter-‘, sondern ‚intra-kulturell‘; diese gemeinsamen ‚Kulturen‘ können regional begründet sein; sie können sich aus analogen Lebensgeschichten ergeben; sie können sich auch in umfassenden Kommunikationsnetzen realisieren. Ich verweise hier nur auf die Entwicklung der neuen Medien, die sich dem Trennungsraster der Nationen nur teilweise unterwerfen. Und ich verweise schließlich auf die innere Schichtung der Gedächtnisgemeinschaften selbst. Im Jahr 1955 verficht Anna Kowalska in ihren *Notatki Wrocławskie*, also ihren ‚Breslauer Notizen‘, die wiederum Teil ihres Bandes *Opowieści Wrocławskie* sind, die Illusion der staatlichen Definitionsmacht für Kulturen und Identitäten:

„In einigen Stadtführern Roms,“ so heißt es, „ist über den neuzeitlichen Plan der Stadt ein transparentes Blatt gelegt, auf dem der Grundriß der antiken Stadt eingezeichnet ist. Der Leser kann so leicht beim Anblick jedes Gäßchens, jedes Gebäudes herausfinden, was es in der Antike war und was es heute ist. Nun legen die Einwohner von Wrocław allmählich eine neue und für sie lesbare Folie des Polentums über die deutsche Stadt.“<sup>5</sup>

Kowalska glaubte hier noch einen Prozeß der Transformation, der Polonisierung zu beschreiben. Inzwischen diskutieren polnische Intellektuelle, die ehemals als Vertriebene oder als Kinder von Vertriebenen diese Stadt Breslau, also Wrocław, für sich entdeckten, viel eher, daß hier ein Palimpsest entstanden sei – eine Stadtlandschaft also, die aus verschiedenen Schichten der Erinnerung entziffert werden will, da alle diese Schichten ein Erbe bedeuten; es verbinde die polnische Kultur mit der deutschen in dieser Region Schlesien. Jan Józef Lipski schreibt in seinem Essay *Zwei Patriotismen. Bemerkungen zum nationalen Größenwahn und zur Xenophobie der Polen*:

„Nach Jahrhundert der Entwicklung deutscher Kultur neben der polnischen in Schlesien [...] fiel uns im Zuge der geschichtlichen Veränderungen ein reiches Erbe an Architektur und anderen Kunstwerken sowie deutschen historischen Denkmälern zu. Wir sind gegenüber der Menschheit Verwahrer dieses Erbes. Das verpflichtet uns, diese Schätze mit vollem Bewußtsein, daß wir ein Erbe deutscher Kultur behüten, ohne Lügen und ohne Verschweigen für die Zukunft zu bewahren, auch für die unsere.“<sup>6</sup>

---

<sup>5</sup> Kowalska, A.: *Notatki Wrocławskie*, 1955. Zitiert aus: Zawada, A.: *Niederschlesien. Land der Begegnung*, dt. Übersetzung von Althaus, Hans-Joachim, Dresden 2004 (in Druck).

<sup>6</sup> Lipski, J. J.: *Zwei Patriotismen. Bemerkungen zum nationalen Größenwahn und zur Xenophobie der Polen*. Zitiert aus: Zawada, A.: *Niederschlesien. Land der Begegnung*, dt. Übersetzung von Althaus, Hans-Joachim, Dresden 2004 (in Druck).

Und ich verdanke diese Zitate dem Buch von Andrzej Zawada, das im Jahr 2004 endlich auf deutsch vorliegen wird, *Niederschlesien. Land der Begegnung*. Zawada hat für unsere langwierigen Überlegungen und die wissenschaftliche Arbeit an der Terminologie eine sehr kurze, einprägsame und unmittelbar überzeugende Antwort gefunden. In einem seiner Essays schlägt er vor, die Stadt, von der wir jetzt sprachen, weder Breslau noch Wrocław, sondern ‚Bresław‘ zu nennen. – Selbstverständlichkeiten ändern sich. Wir erleben mit, wie sich Staat und Nation entflechten, wie Aufgaben, auf die wir keineswegs verzichten wollen: die Garantie der Sicherheit nach innen, die Vertretung der Gesellschaften im Verbund der europäischen Union, weiterhin durch die politischen Körperschaften, die in den Verfassungen der Staaten verankert sind, übernommen werden, wie aber die identifikatorische Klammer des Nationalen sich lockert, wie Identifikationen sich nun an Regionen binden, aber auch aus gemeinsamen Erfahrungen, an gemeinsamem Handeln, aus dem Engagement in einer Zivilgesellschaft gespeist werden. Damit ist über ‚Souveränität‘ neu zu sprechen.<sup>7</sup>

Damit ist aber auch über ‚Kultur‘ und ‚Interkulturalität‘ neu zu sprechen. Diese Rede ist vielleicht die große, aktuelle Aufgabe der Kulturwissenschaften in Forschung und Lehre. Es heißt, erst einmal zu verhandeln, welche Reichweite wir jeweils der ‚Kultur‘ zubilligen, welche Art von ‚Kultur‘ in welcher Weise in einer je gegebenen Situation realisiert ist. Damit werden die implizit normativen ‚Kulturstandards‘, wie sie für die Praktiken ‚interkultureller Kommunikation‘ und damit auch für das internationale Kulturmanagement nützlich sind, immer wieder in den kritischen Diskurs der Grundlagenforschung einbezogen, können hier überprüft, angereichert, revidiert werden. Kulturwissenschaften und ‚interkulturelle Kommunikation‘ müssen sich verbünden zu einem Fundament, von dem sich eine Brücke in die Zukunft schlagen läßt.

---

<sup>7</sup> Vgl. zu dieser weltweit geführten, im europäischen Integrationsprozeß gerade angesichts der ‚Osterweiterung‘ höchst aktuellen Diskussion den Band: Schmitz, W. (Hrsg.): Herrschaftsgrenzen. Nationalpolitische Gestaltung und internationale Integration. (= Deutschland- und Europastudien 2), Dresden 2004.